

DR. MED. KONSTANTIN WAGNER

# EINE WELT OHNE MÄNNER

ROMAN

**SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor**

**now**



DR. MED. KONSTANTIN WAGNER

**EINE  
WELT  
OHNE  
MÄNNER**

ROMAN





*Es ist egal, wo ich bin.*

*Wie ich bin.*

*Oder ob ich bin.*

*Wir sind immer Teil voneinander.*

*Meine Beiden.*

*Danke, dass ich für immer zu euch gehören darf.*

*Ich bin da.*

# KAPITEL 1

## ALMA

Die Neonröhren summten leise über ihren Köpfen. Es war spät geworden – doch Alma war noch immer hier. Der kleine Forschungsraum im hintersten Winkel der Klinik war ihr Refugium, ihr Rückzugsort. Draußen, auf den langen Fluren der Frauenklinik, verhallten die Schritte der letzten Nachtschicht. Nur das rhythmische Pochen eines CTG aus einem Nebenzimmer erinnerte daran, dass das Leben auch in den frühen Morgenstunden unaufhaltsam weiterging.

Alma zog den Kittel enger um sich. Sie verachtete das Ding. Ein Relikt aus einem längst vergangenen Zeitalter, in dem ein Statussymbol nötig war, um die Argumentationskraft medizinischen Personals zu untermauern. Vertrauensverhältnis? Fehlanzeige. Er sollte zeigen: Ich bin hier die Ärztin, ich bin das obere Ende der hierarchischen Strukturen. Eine Geste, geboren aus dem Bedürfnis, Autorität sichtbar zu machen, statt Vertrauen aufzubauen. Obendrein lang, unpraktisch und eine wahre Keimschleuder. Die langen Zipfel des Kittels streiften über Bettkanten, Türrahmen und selbst über die Theken der Cafeteria, sie sammelten unsichtbare Keime auf und verteilten sie wie stumme Boten durch den gesamten Klinikkomplex. Doch ihr Chef bestand darauf. Typisch, war er doch selbst die personifizierte Inszenierung einer patriarchalen Zurschaustellung von Autorität und Macht. Sobald er außer Sicht

war, warf Alma den Kittel über den Bürostuhl und genoss die Freiheit ihres blauen Kasacks.

Sie schaute auf den tickenden Zeiger der Wanduhr. Sie hatte längst Feierabend. Doch ans Gehen war nicht zu denken. Alma griff nach dem Notizbuch und kritzelte ein paar Anmerkungen auf die bereits mit Eselsohren versehenen Seiten. Ihr Forschungsprojekt zur Duchenne-Muskeldystrophie war mehr als nur das Fundament für ihre Habilitation und die damit zusammenhängende Professur. Es war ihr persönlicher Kampf gegen ein unerbittliches Schicksal. Jungen, die mit dieser Krankheit geboren wurden, verloren nach und nach die Kontrolle über ihre Muskeln, bis ihr Körper sie endgültig im Stich ließ. Ein endgültiges, unausweichliches Todesurteil. Sie hatte in den letzten Jahren unzählige Nächte damit verbracht, Molekülstrukturen zu analysieren, Zellproben unter dem Mikroskop zu betrachten, nach einer winzigen Möglichkeit zu suchen, das Fortschreiten der Krankheit zu verlangsamen. Es war niederschmetternd. Kein Fortschritt, kein bahnbrechender Moment, nur Zahlen, die sich widersprachen, und Ergebnisse, die sie frustrierten. Und doch: In Fachkreisen galt Alma längst als eine der führenden Stimmen auf diesem Gebiet – ihre Arbeiten wurden selbst über nationale Grenzen hinweg rezipiert und zitiert.

Alma rieb sich die Schläfen und massierte ihre Nasenwurzel. Eigentlich war in dieser Phase ihres Zyklus an konzentriertes Arbeiten nicht zu denken. Der Kopfschmerz war unerbittlich, ihre Brust war schwer, der Bauch fühlte sich dumpf an. Monat für Monat schien ihr Körper sich gegen sie selbst zu wenden. Verborgener vor den Augen anderer. Wie so oft versuchte sie, die Zeichen ihres Körpers beiseite zu schieben, unpassend, unakzeptabel. Sie wollte doch einfach nur ohne Einschränkungen funktionieren und ...

Ein Klopfen an der Tür riss sie aus ihren Gedanken.

»Alma? Du bist nicht im Ernst noch hier?«

Es war Mira, eine der diensthabenden Hebammen. Ihr blondes Haar war zu einem schnellen Knoten zusammengedreht, ein Kugel-

schreiber steckte zwischen den Strähnen. Sie lehnte im Türrahmen, die Stirn gerunzelt.

»Ich dachte, du wolltest heute früher gehen.«

Alma schnaubte leise und legte den Stift nieder. »Ja, das dachte ich kurzfristig auch mal. Hat hervorragend funktioniert ...«

Mira trat näher, musterte die Notizen auf dem Tisch. »Lass mich raten. Deine Ergebnisse machen nicht, was sie sollen?«

»Kann man so sagen. Oder mein Gehirn hat einen Knoten, wer weiß das schon?«

Mira grinste. »Du solltest echt mal abschalten. Wann hast du das Krankenhaus zuletzt im Tageslicht verlassen?«

Alma zuckte mit den Schultern. Tageslicht bedeutete für Alma Kontakt mit Menschen, Gespräche und Erwartungen. Für die meisten Leute ein normales Leben, ein gewohntes Miteinander. Jedoch nicht für Alma. Sie lebte in einem Rhythmus, den Außenstehende als ungesund bezeichnen würden – für sie war es Normalität. Ihre Welt drehte sich um Wissenschaft, um Lösungen. In diesem sterilen Komplex fragte keiner nach Vergangenem oder Zukünftigem. Die Arbeit war ihr Weg, bei sich bleiben zu können, auch wenn sie längst wusste, dass es eine Flucht war. Eine Flucht vor dem, was war, und vor dem, was ist. Vor allem eine Flucht vor sich selbst.

Mira sah, wie sich Alma mal wieder in ihren Gedanken verlor, und räusperte sich: »Na ja, ich fahre jetzt jedenfalls nach Hause. Und ich würde dich total gerne mitnehmen, was meinst du?« Mira lächelte ihr aufmunternd zu.

Doch Alma schüttelte den Kopf. »Ich brauche noch ein paar Minuten.«

Mira seufzte. Sie wusste, dass Diskussionen zwecklos waren. »Na gut. Aber vergiss nicht: Schlaf ist auch Forschung. Zumindest, wenn du nicht bald verrückt werden und deinem Gehirn auch mal etwas Gutes tun willst. Übrigens hat Kreißsaal 4 vor zwei Stunden geboren. Alles super, keine Verletzungen. Falls es dich interessiert.« Mira lachte und klopfte ihr freundschaftlich auf die Schulter.

Alma schaute sie lächelnd und schuldbewusst an. »Danke dir.«

Die Tür fiel ins Schloss und Alma hörte noch, wie sich Miras rhythmische Schritte auf dem Klinikflur in der Ferne verloren. Sie war wieder allein.

»Ein paar Minuten noch«, sagte sie zu sich selbst und erkannte die Lüge bereits, als sie sie aussprach.

Eine halbe Stunde später saß Alma im Auto und ließ den Motor an. Die Müdigkeit hatte sich längst in ihre Knochen gefressen, aber ihr Kopf arbeitete weiter. Die Zahlen der Studie rasten in einer endlosen Schleife durch ihren Verstand. Sie lehnte sich gegen die Kopfstütze, atmete tief durch und legte den Gang ein.

Draußen lag die Stadt still unter dem orangefarbenen Schein der Straßenlaternen. Es war eine dieser Nächte, in denen die Dunkelheit nicht bedrohlich wirkte, sondern wie eine schützende Decke über allem lag. Almas Augenlider flackerten, und sie fühlte, wie sich die Welt um sie herum für einen Moment verlangsamte. Sie öffnete das Fenster, saugte gierig die kühle Nachtluft in ihre Lungen und schaltete das Radio ein, um sich wach zu halten.

»... in Australien gibt es Berichte über eine neuartige Krankheit ... bisher sind nur wenige Fälle bekannt ...«

Alma runzelte die Stirn und fingerte am Lautstärkeregler, um besser folgen zu können.

»Die Symptome sind zunächst grippeähnlich, gefolgt von einem rapiden Organversagen ... Experten stehen vor einem Rätsel ...«

Ein dumpfes Gefühl legte sich auf ihren Magen. Ein erster Vorbote für das, was kommen würde, oder doch nur die Folge ihres leeren Magens? Ein paar Sekunden später wechselte der Sender automatisch zu einem Popsong. Alma gähnte herzhaft, bog auf die Leipziger Straße ein und fuhr durch das nächtliche Kassel. Die Straßen waren leer, die Ampeln schalteten mechanisch von Rot auf Grün. Vorbei an der Goetheanlage, den Henschel-Villen, über den Steinweg. Alles wirkte vertraut und fremd zugleich – wie Statisten im Bühnenbild ihres eigenen Lebens.

## KAPITEL 2

# AARON

Aaron öffnete die Augen, noch bevor der Wecker klingelte. Er starrte an die Decke seines alten Jugendzimmers, das sich in den letzten Jahrzehnten kaum verändert hatte. Dieselben Bücherregale, vollgestopft mit vergilbten Fotobänden, einer Handvoll Pokale und Medaillen – mehr zweite und dritte Plätze als Siege –, dieselbe Lampe, die er als Teenager aus einer Laune heraus mit Neonstickern beklebt hatte. Selbst der Geruch hatte sich über die Jahre nicht verändert. Er lachte innerlich über sich selbst. Jahrelang hatte er das Gefühl, der Weg führe vorwärts, weg von seiner Vergangenheit, hin zu einer besseren Version seiner selbst, nur um jetzt zu realisieren, dass all die Entscheidungen, neuen Lebenswege und mutigen Schritte nur zum Schein nach vorne gingen, weil er anscheinend im Kreis gelaufen war. Dahin zurück, wo er begonnen hatte. Zurückgeworfen. Alles auf Anfang. Da lag er wieder, im Bett seiner Jugend. Alles war geblieben, nur er war älter geworden.

Träge ließ er den Blick durch das Zimmer gleiten und fand schließlich doch etwas Fortschritt. Auf dem alten Schreibtisch lag sein Laptop, daneben seine Kamera, sorgfältig in ihrem Case verstaut. Er atmete tief ein und blies die Luft wütend aus seiner Nase. »Das habe ich echt nicht verdient!« Er hasste es, wieder hier zu sein.

Nicht, weil er seine Mutter nicht liebte, sondern weil es sich anfühlte, als wäre er gescheitert.

Aaron drehte sich auf die Seite und griff nach seinem Handy. 06:12 Uhr. Eine Nachricht von Hannah, der Mutter seiner Tochter. Jedes Mal setzte sein Herz kurz aus, wenn er Nachrichten von ihr erhielt. Was war jetzt wieder? Aaron richtete sich auf, rieb sich die Augen und las mit verschwommenem Blick die Nachricht seiner Ex-Frau.

Hannah: *Hej. Kannst du sie morgen nehmen? Ich habe etwas vor ...*

Aaron seufzte, tippte seine Antwort in sein Handy und fühlte diese Schwere in sich, die er immer zu spüren bekam, wenn er Kontakt mit ihr hatte. Allein der Tonfall zwischen den Zeilen machte ihn viel zu oft traurig. Manchmal auch wütend. Als schriebe sie einem flüchtigen Bekannten und nicht dem Mann, mit dem sie über ein Jahrzehnt ihres Lebens, unzählige Herausforderungen und Glückseligkeit erlebt hatte. »Bleib bei dir, Aaron. Atme«, brummte er vor sich hin.

Aaron: *Geht leider nicht. Ich muss mich um meine Mutter kümmern.*

Hannah: *Okay. Schade!*

Aaron rieb sich erneut seine müden Augen. Schade. Ja – das galt für sie beide. Sie schleppte ein Paket Schuldgefühle mit sich herum, er eine große Portion Schmerz und Wut, und ihre Tochter Ida stand irgendwo dazwischen. Der Gedanke an seine Tochter ließ ihn sanft lächeln. Was er sich als Kind selbst mehr gewünscht hätte, erhielt Ida bedingungslos. Sie wurde auf Augenhöhe gesehen, geschätzt, ernst genommen und bedingungslos geliebt. Hannah und er funktionierten immer noch. Als Familie, als Team. Nicht als Liebespaar, nicht als Freunde, sondern als Mama und Papa für Ida. Tränen begannen sich ihren Weg zu bahnen, wie so oft, wenn er an seine Tochter dachte. Das Letzte, was er ertragen konnte, war es, seine Tochter zu enttäuschen. Doch in seinen Augen hatten Hannah und er das bereits. Vielleicht kam es nur darauf an, sicher gebunden und geliebt zu werden, aber immer wieder ertappte Aaron

sich bei dem Gefühl, dass Ida eine intakte Familie verdient hätte. Und das machte ihn wütend.

Aaron warf das Handy schwungvoll auf sein Jugendbett und stand auf. In der Küche hörte er bereits das leise Klappern von Geschirr. Seine Mutter war wach. Alles war so wie früher.

»Du bist früh dran.«

Seine Mutter saß am Küchentisch, der hellblaue Morgenmantel lose um ihre schmalen Schultern gelegt. Ihre blasse, eingefallene Gestalt wirkte, als hätte jemand unmerklich ein Ventil geöffnet – Tag für Tag entwich ein wenig mehr von der einst unbändigen Lebensenergie, die sie ausgemacht hatte. Der Krebs hatte sie verändert, hatte sie zerbrechlicher gemacht, aber nie gebrochen. Er konnte ihr nicht das Lächeln nehmen.

»Konnte nicht mehr schlafen«, sagte Aaron und goss sich eine Tasse frisch aufgebrühten Kaffee aus der Kanne ein.

Sie musterte ihn über den Rand ihrer eigenen Tasse hinweg. »Hast du wieder mit Hannah gestritten?«

Aaron schnaubte. »Wir streiten nicht, Mama. Haben wir nie. Das war ja das Problem.«

»Mhm. Und Ida?«

»Ida ist ... na ja, sieben. Es geht ihr gut. Sie ist fröhlich. Sie versteht vielleicht nicht alle Zusammenhänge, aber sie spürt manchmal mehr, als mir lieb ist.«

Seine Mutter nickte. »Kinder haben feine Antennen. Glaub mir, ich hab das damals bei dir gemerkt.«

Er sagte nichts. Wäre das wirklich so gewesen, hätte er wahrscheinlich ein unkomplizierteres Leben und eine große Portion mehr Selbstvertrauen gehabt. Vielleicht hätte er dann mehr gewagt, hätte sich getraut. »Klar«, dachte er, »gib deiner Mutter einfach die Schuld an allem. Das macht es doch immer leichter. Armer Aaron. Die Welt ist ja so gemein zu dir. Hallo Opferrolle.«

»Wie fühlst du dich heute?«, fragte er, um vom Thema abzulenken.

Sie lächelte, aber es war ein aufgesetztes Lächeln, eines, das ihm sagte: Frag nicht weiter.

»Ich habe heute einen Termin in der Klinik. Du kommst doch mit, oder?«

»Natürlich. Dafür bin ich ja hier.«

Er nahm einen Schluck Kaffee und ließ seinen Blick durch die Küche schweifen. Früher hatte er sich geschworen, nie wieder hierher zurückzukommen. Und jetzt war er genau hier – ausgerechnet in dieser Stadt, ausgerechnet in der Nähe von Alma.

Es war eine halbe Ewigkeit her, aber diese Stadt erinnerte ihn immer an sie. Vor allem an den einen Tag. Damals, im Tennisverein, war sie diejenige gewesen, die sich aus allem heraushielt. Während die anderen Mädchen in der Umkleide kicherten und über Jungs redeten, saß sie auf einer Bank am Rande des Platzes, den Schläger locker in den Händen, die Gedanken woanders. Sie war nie abweisend. Nur unnahbar. Und genau das hatte ihn gereizt. Er hatte es nie offen zugegeben, nicht einmal vor sich selbst, aber Alma hatte eine Art, die ihn neugierig gemacht hatte. Sie flirtete nicht, jedenfalls nicht so, wie andere es taten. Sie lachte selten über Witze, erwiderte Komplimente nur mit einem kühlen Blick, der einem das Gefühl gab, dass sie genau wusste, was man da gerade versuchte.

Und dann war da dieser Moment gewesen.

Es musste Ende August gewesen sein. Mittwochs. Nach einem Training, spätabends, als die Sonne längst hinter den Bäumen verschwunden war und der Platz in ein warmes, orangefarbenes Licht getaucht wurde. Die anderen waren bereits gegangen. Nur sie beide waren geblieben. Er hatte sie beim Abziehen des Platzes beobachtet, wie sie penibel genau ihre Bahnen über den Court drehte, sich dann kurz streckte und eine Haarsträhne hinters Ohr strich. Ihr Blick traf seinen, und in diesem Moment spürte er, dass sie wusste, dass er sie ansah.

»Du starrst«, sagte sie schließlich, ohne ihre Stimme zu heben.

»Weil ich mich frage, ob du auch mal abschalten kannst.«  
Sie legte den Kopf leicht schräg. »Abschalten? Wovon genau?«  
»Von diesem ... Drang nach Perfektion. Von dem Versuch, immer besser zu sein als gestern.«

Alma musterte ihn lange, dann trat sie näher, nicht viel, aber gerade genug, um ihn nervös zu machen.

»Und du?«, fragte sie leise. »Wovor läufst du weg?«

Aaron zuckte mit den Schultern, doch sein Herz schlug schneller. Wie konnte sie ihn so durchschauen? Und gleichzeitig ließ sie ihn einen Blick hinter ihre Fassade gewähren. War das bewusst? Wollte sie sich ihm gegenüber wirklich öffnen?

»Vielleicht vor ... meinem Leben außerhalb dieser Tennisanlage?«

Das ließ sie schmunzeln.

Ein Moment entstand, der sich wie eine Blase um sie legte, vollkommen still. Sie standen sich gegenüber, ihr Blick tief in seinem verankert. Keine Distanz mehr. Nur dieses Knistern, das er nicht erwartet hatte, das aber jetzt so deutlich zwischen ihnen lag, dass er sich fragte, warum es ihm nicht schon früher aufgefallen war. Ihr Atem war ruhig, kontrolliert. Sollte er es wagen? Konnte er es wagen? Oder machte der nächste Schritt nach vorne alles kaputt und sie würden nie ...

»Alma!«

Eine Stimme aus der Ferne ließ sie zusammenzucken. Alma trat einen Schritt zurück, blinzelte, als hätte sie sich selbst aus einem Traum gerissen.

»Ich muss gehen«, sagte sie schnell.

Er wollte etwas sagen, doch da drehte sie sich schon um, nahm ihre Tasche und verschwand in Richtung Umkleide. Aaron blieb zurück.

Und nun arbeitete sie in genau der Klinik, in die er gleich seine Mutter begleiten würde. Ihm blieb nur die Hoffnung, dass sie heute keinen Dienst hatte. Dass sie sich nicht in der Frauenklinik über

den Weg liefen. Und doch ertappte er sich bei dem Gefühl von Neugierde, dem Reiz, sie wiederzusehen, nur um zu wissen, wie sie wirkte, was sie ausstrahlte und ob sie ihn wiedererkannte.

Das Krankenhaus roch nach Desinfektionsmittel und etwas, das Aaron nicht genau definieren konnte – vielleicht war es eine Mischung aus steriler Sauberkeit und menschlichem Leid.

»Frau Voss? Sie können jetzt mit mir kommen.«

Eine Krankenschwester führte seine Mutter ins Behandlungszimmer. Aaron blieb im Flur stehen, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und gähnte wieder. Er brauchte dringend Koffein. Er ließ den Blick durch den Gang schweifen, bis er den alten, vergilbten Kaffeeautomaten am Ende des Flurs entdeckte. Diese Dinger sahen überall gleich aus – ein bisschen abgenutzt, mit halb abgekratzten Aufklebern, die eine Qualität versprachen, die sie garantiert nicht lieferten. Aufkleber mit dampfenden Tassen, samtigem Milchschaum und glänzenden Bohnen, die an einen Barista erinnerten. Der Inbegriff eines Trugbildes. Doch Aaron war verzweifelt genug. Go for it. Er drückte auf den Knopf für »Schwarzer Kaffee« und beobachtete, wie die braune Flüssigkeit in den dünnen Pappbecher tropfte. Der Geruch allein ließ ihn schon bereuen, es überhaupt versucht zu haben. Als er den ersten Schluck nahm, verzog er das Gesicht. Lauwarm, wässrig, mit einer bitteren Note, die sich irgendwo zwischen Pappe und Asche bewegte. Perfekt für diesen Tag.

Aaron lehnte sich gegen die Wand und nippte trotzdem weiter an dem Gebräu, als sein Blick an dem Automaten vorbeiwanderte. »Na hallo ... Was haben wir denn da Schönes?« Direkt neben dem Kaffeeautomaten stand ein zweiter – einer dieser Snackspender mit einer riesigen Auswahl an Süßigkeiten, die in Spiralfedern gefangen darauf warteten, erlöst zu werden. Aaron griff nach dem Kleingeld in seiner Hosentasche und wählte einen Schokoriegel aus. Ein dumpfes Surren, dann ein Ruckeln – der Riegel bewegte sich zwar, fiel aber nicht. Er hing in der Spirale fest, nur wenige Zentimeter vom Ausgabefach entfernt. »Du verarschst mich doch. In welchem Film bin ich denn

heute?«, murmelte Aaron und schlug mit der flachen Hand gegen die Scheibe. Keine Reaktion. Er nahm einen Schritt Anlauf und wuchtete sich mit seiner Schulter voran gegen den Automaten. Der Riegel rührte sich – aber fiel nicht. Er war gerade dabei, das Ganze mit einem kräftigeren Stoß zu versuchen, als er eine Stimme hinter sich hörte.

»Aaron?«

Er erstarrte.

Langsam drehte er sich um – und da stand sie.

Alma.

Sie trug einen blauen Kasack, das dunkle Haar hinter die Ohren gestrichen. Dieselben grünen Augen, die ihn damals schon durchbohrt hatten. Ihr Blick glitt von seinem Gesicht hinunter zu seinem Plastikbecher und dann zum Automaten.

»Der Kaffee ist schon eine Katastrophe«, sagte sie trocken, »aber wenn du dich mit einem Schokoriegel prügelst, ist das ein echter Tiefpunkt.«

Er lachte leise, mehr überrumpelt als wirklich amüsiert. »Es steht gerade unentschieden.«

Alma zog eine Braue hoch. »Lass mich raten – du hast immer noch nicht gelernt, mit Niederlagen umzugehen?«

Aaron grinste schief. »Kommt drauf an, wer mir die Niederlage zufügt. Der Schokoriegel wäre schon ein ziemlicher Tiefschlag, ja.«

Ein Moment der Stille entstand zwischen ihnen. Er spürte, dass sie ihn musterte, genau wie damals. Nur, dass sie jetzt keine Schläger mehr in der Hand hielten und ein Moment zwischen ihnen stand, den sie beide niemals würden vergessen können.

»Lange her«, sagte er schließlich.

»Ja«, erwiderte sie knapp.

Ein weiteres Surren aus dem Automaten – und wie durch ein Wunder fiel der Schokoriegel doch noch nach unten. Aaron bückte sich langsam, fingerte im Ausgabefach herum und hielt schließlich triumphierend den Riegel hoch.

»Na also. Ich verliere nicht immer.«

Sie schüttelte leicht den Kopf, ein winziges Lächeln spielte um ihre Lippen.

»Schön, dich wiederzusehen, Aaron. Was machst du hier?«

»Meine Mutter hat heute eine Untersuchung.«

»Brustkrebs?«

Er zuckte leicht zusammen. Nicht wegen ihrer direkten Art, sondern weil sie damit genau ins Schwarze traf.

»Ja.«

Alma schien es zu registrieren. Ihr Blick wurde für einen Sekundenbruchteil weicher.

»Es tut mir leid.«

Er nickte, wusste nicht, was er sagen sollte.

»Und du? Du bist Ärztin hier?« Was für eine dämliche Frage, schalt er sich. Er wusste genau, dass sie hier als Ärztin arbeitete. Da hätte er auch gleich den Schokoriegel fragen können, ob er eine Süßigkeit war.

»Gynäkologin«, sagte sie.

»Passt zu dir. Warst ja schon immer die Ehrgeizigste.«

Sie verzog leicht den Mund. War das ein Lächeln? Oder nur ein Reflex?

»Und du?«, fragte sie zurück. »Fotografie, oder?«

»Ja.«

»Schön.«

Schweigen.

Es war merkwürdig, sie hier zu sehen, in dieser Umgebung, so professionell und wieder so ... unnahbar.

»Vielleicht sehen wir uns mal wieder«, sagte er, nur um etwas zu sagen.

Alma nickte. »Vielleicht. Ich muss weiter. Grüße an deine Mama. Und pass auf dich auf, ja? Vielleicht sehen wir uns wirklich mal wieder – irgendwann.«

Dann drehte sie sich um und ging.

Aaron sah ihr nach, bis sie hinter einer Tür verschwand.

# KAPITEL 3

## FLUG NACH MOSKAU

Die Sonne kämpfte sich durch den Dunst des Morgens und tauchte den Flughafen in Sydney in einen mattgoldenen Schleier. Die langen Glasfronten des Terminals spiegelten die startenden Maschinen und gaben den Blick auf das emsige Treiben dahinter frei – Gepäckwagen, blinkende Lichter, uniformierte Silhouetten. Am Himmel zogen die Kondensstreifen der ersten Maschinen feine Linien in das fahle Blau, während am Boden das tiefe Grollen der Triebwerke durch das Betonfundament vibrierte. Schon jetzt war der Flughafen erfüllt von einer rastlosen Energie, die sich in den eiligen Schritten der Reisenden, dem rhythmischen Piepen der Sicherheitskontrollen und den unverständlichen Lautsprecherdurchsagen widerspiegelte, die von den Hallenwänden zurückgeworfen wurden.

Nikolai zog die dunkelblaue Uniformjacke über, strich sich über die goldenen Knöpfe – ein gewohntes Ritual, das seine Hände automatisch ausführten, während sein Kopf gefühlt noch auf dem weichen Kissen im Hotelzimmer lag. Der Geruch von frisch aufgebühtem Kaffee mischte sich mit dem steril-kühlen Hauch der Klimaanlage, und für einen Moment blieb er stehen, atmete tief durch, ließ die gewohnte Routine wie eine zweite Haut über sich

gleiten. Heute ging es für ihn nach Moskau. Erfahrungsgemäß ein langer, ruhiger Flug – keine kreischenden Junggesellenabschiede, keine feierwütige Partytruppe auf dem Weg nach Ibiza. Stattdessen Anzugträger, Aktentaschen, Business-Class-Mentalität. Ein kalkulierbares Publikum. Das sollte ihm recht sein. Er freute sich auf seinen Urlaub in zwei Wochen und hatte ihn bitter nötig, denn in letzter Zeit spürte er, wie sein Akku immer leerer wurde. Abends fand er nur aufgekratzt und unruhig in den Schlaf und morgens fühlte er sich wie überfahren. Es war also höchste Zeit, dass er mit seinem Partner selbst in ein Flugzeug stieg, und zwar nicht beruflich.

Das Boarding verlief wie immer – eine perfekte Choreografie aus Schritten, Gesten und kurzen, routinierten Sätzen. Nikolai bewegte sich durch die Kabine, überprüfte mit schnellen Blicken die Reihen, während er sich durch das enge Gangsystem navigierte, klappte Armlehnen herunter, zog an Sicherheitsgurten und strich über die glatten Lederlehnen der First-Class-Sitze, als müsste er sich selbst vergewissern, dass alles an seinem Platz war. Die Kollegen scherzten in der Galley, während er mit einem geübten Lächeln die ersten Passagiere begrüßte, eine freundliche Geste hier, eine helfende Hand dort – alles lief nach Plan. Und doch spürte er schon wieder diese kaum wahrnehmbare Veränderung an sich. Ihm fehlte Energie, als hätte er zwei Nächte durchgearbeitet, was nicht der Fall war. Und dann dieses Ziehen in der Brust. Nur ein Moment. Ein kaum spürbares Unwohlsein, das kam und wieder verschwand, während er sich zu einer älteren Dame hinunterbeugte, die mit fahrigem Fingern versuchte, ihre Bordkarte zu entziffern. Vielleicht lag es an der Hitze. Oder an der Klimaanlage. Oder am Stress.

Das Flugzeug hatte längst seine Reiseflughöhe erreicht, während sich über dem Ozean eine dicke Wolkendecke ausbreitete, durch deren weißgraue Masse das Sonnenlicht reflektiert wurde, sodass die Welt außerhalb der Kabinenfenster in ein blendendes Weiß getaucht war.

Nikolai rollte den Servierwagen durch die Reihen, verteilte Snacks, schenkte Rotwein in klirrende Gläser, reichte mit freundlichem Nicken dampfende Tablets mit Pasta und Rindfleisch an Passagiere, die ihn kaum wahrnahmen, tief in ihre Bildschirme versunken. Als er sich gerade nach einer Decke streckte, die ein Mann in der Business Class verlangte, durchzog plötzlich ein scharfer Schmerz seine Brust, als hätte jemand mit kalten Fingern nach seinem Herzen gegriffen und es einen Moment lang festgehalten. Er hielt in der Bewegung inne, atmete flach, spürte, wie seine Finger sich unwillkürlich um die weiche Stoffdecke schlossen. Wieder so ein Moment. Nur eine Verspannung. Er zwang sich weiterzumachen, ignorierte das dumpfe Pochen in seinem Kopf, wischte sich hastig die Schweißperlen von der Stirn und nahm sich vor, gleich etwas zu trinken und sich kurz zu setzen. Etwas stimmte nicht. Er ging zur Galley, stützte sich unauffällig auf die Metallkante der Arbeitsfläche und schenkte sich einen Becher stilles Wasser ein.

»Alles okay mit dir?« Olivia musterte ihn mit schiefem Blick, während sie einen Plastikbecher achtlos in den Müll warf.

Er wollte schon »Ja« sagen, doch seine Stimme wollte nicht gehorchen, und als er den Mund öffnete, stieß sein Atem heiß gegen seine Lippen, als würde er von innen brennen.

»Ich glaube, ich habe zu wenig getrunken«, murmelte er schließlich und versuchte zu lächeln, aber es fühlte sich falsch an, mechanisch.

Olivia hob eine Braue, ihr Gesichtsausdruck schwankte irgendwo zwischen Skepsis und Sorge.

»Setz dich kurz hin. Du siehst furchtbar aus. Ich kann die nächste Runde übernehmen.«

»Nein, nein. Passt schon.«

Die Worte kamen automatisch, wie eine einstudierte Phrase, die er zu oft benutzt hatte, wie so viele Menschen sie nutzten, die meinten, es wäre eine Form von Mut und Tapferkeit, sich keine Schwäche einzugestehen – auch wenn der Körper längst etwas anderes sagte.